

Im Auftrag des Literarischen Forums Basel hat die Autorin und Performerin Beatrice Fleischlin einen Text zum Thema «Das Verborgene im Alltag – Obsessionen» verfasst.

Ich gehe gerne ins Theater. Nicht nur wegen der Stücke. Die finde ich zwar auch interessant. Aber mindestens genauso interessant wie die Inszenierungen, die auf der Bühne zu sehen sind, finde ich die Szenen, die im Foyer stattfinden. Diese Komödien, Tragödien und Grotesken ziehen mich magisch an. Leider erstrecken sich diese über sehr lange Zeitspannen, oft über Jahre, und die wirklich spektakulären Szenen finden in meiner Abwesenheit statt. Schade.

So gesehen ist ein Theaterstück schon eine gute Sache. Man bekommt in zwei Stunden das ganze Drama – den Schmerz, die Lust, die Zuspitzung des Konfliktes und die Erlösung – leicht konsumierbar serviert. Die Realität ist viel verstrickter, kryptischer, tragischer, lächerlicher, lustiger und länger. Ich fühle mich hingezogen, zum einen und zum anderen, und genau darum gehe ich seit Jahren immer wieder ins Theater. Die Zuschauer sind die Zuschauer, solange das Stück läuft. Aber im Theaterfoyer sind sie die Darstellerinnen und Darsteller, die Virtuosen ihres Rollenfachs.

Einmal beobachtete ich in der Pause ein adrettes Paar. Ich hatte sie hier schon öfters gesehen. Sofort fiel mir auf, dass er keine Brille trug. Er trug seit Jahren eine Brille. Heute trug er keine. «Bestimmt hat er sich die Augen lasern lassen, und jetzt ist er überwältigt von der neuen Schärfe der Welt», dachte ich. Auch seine Frau sah irgendwie anders aus. Ich konnte nicht sagen, wie anders, irgendwie kurios anders. «Frischzellenkultur», dachte ich. «Oder sagt man Frischzellenkur? Auf jeden Fall etwas mit frischen Zellen. Vielleicht eine durch den neuen Scharfblick des Herrn nötig gewordene Folgeinvestition?»

Der Herr trank einen grossen Zug aus seinem Glas, die Dame machte eine grosszügige Geste und sagte: «Die Schauspieler kommen mir heute vor wie schlecht dressierte Zirkuskaninchen. Die Nummern sitzen nicht. Ich mag keine schlecht dressierten Kaninchen mehr sehen. Wir sollten uns nicht mehr mit den Premieren herumquälen. Wir sollten uns eine spätere Vorstellung anschauen, wenn sich alles eingespielt hat und die Kaninchen nicht mehr so gehetzt wirken.» Er darauf: «Premieren oder gar kein Theater! Du hast die Wahl, und sag nicht Kaninchen, wenn du Menschen meinst.» Sie nippte ein bisschen beleidigt an ihrem Sektglas. Er nahm einen grossen Schluck. Schweigen.

Für eine Sekunde in diese frischgelaserten Augen schauen. Mich durch die Pupille, durch den Sehkanaal in dieses Gehirn hineinwinden. Mich dort für eine Minute aufhalten. Das wollte ich! Aber er liess mich nicht. Er starrte auf seine Uhr. Sie hielt ihren Kopf leicht schief und blickte weg.

Vor kurzem traf ich nach einer Vorstellung meinen Freund Harry, den ich jetzt «mein Freund, der Avifaunist» nenne. Dass mein Freund tagelang bäuchlings durchs Gras robbt, für ein gutes Foto von einem Vogel, wusste ich lange nicht. Anfänglich nannte er es «meiner heimlichen Passion nachgehen», wenn er mal wieder für ein Wochenende verschwand. Ich wunderte mich, dass er sich nie mit seiner Geliebten – oder seinem Geliebten? – zeigte. Dann, vor drei Jahren, hatte er sein Outing. Er sagte, er stehe jetzt dazu, er sei ein Avifaunist. «Oh, ein Avifaunist?», rief ich entzückt. Ich hatte keine Ahnung, was ich mir unter einem Avifaunisten vorstellen sollte, aber er würde es mir sicherlich gleich verraten. «Weisst du», raunte er mir zu, «anfänglich schlich ich herum und schaute nur, dann fing ich an, sie zu fotografieren. Ich ertrappte sie in den verrücktesten Situationen: bei der Nahrungsaufnahme, beim Entkotsieren, bei der Paarung, beim Streiten, beim Verenden, sogar beim Onanieren. Nach zwei Jahren hatte ich über zehntausend Bilder. Amseln, Spatzen, Distelfinken, Elstern, Kuckucke, Mäusebussarde! Ich hielt mich nächtelang in Vogelforen auf, war total erschöpft, ja verzweifelt. So konnte es nicht weitergehen! Dieses Doppelleben zermürbte mich total.» Er machte eine kleine dramatische Pause, dann sagte er – und dabei schaute er mich aus seinen treuherzigen Entenaugen an, als müsste er mich inbrünstig um Verzeihung bitten: «Ich hatte keine andere Wahl, ich musste es zu meiner Profession machen, sonst hätte es mich umgebracht!» Ich verstand ihn gut und sagte: «Das ist ein ganz normaler Prozess, den du gerade durchläufst. Es ist nicht verwunderlich, dass der Mensch im Verlaufe seines Lebens ein wenig eigentümlich wird. Von aussen betrachtet. So geht es jedem, nur haben die meisten nicht den Mut, zu ihrer Eigentümlichkeit zu stehen.»

Dieser Harry stand nun in der Menge bei der Garderobe im Theaterfoyer. «Was machst denn du hier, du alter Vogelstalker?», rief ich ihm zu. Er schaute mich ganz vergelstert an. (Mir ist klar, dass ich mich mit «vergelstert» als nicht über alle Zweifel erhabene Benutzerin der deutschen Sprache oute. Nun, ich habe nie Gegenteiliges behauptet. Zudem schaute mich mein Freund, der Avifaunist, genau so an: Wie eine Elster, die gerade in ihrem randvoll mit Klunkern gefüllten Nest überrascht und ohne ihre Einwilligung fotografiert wird.)

Mein Freund lief purpurrot an, trottete in der Blüte seines Avifaunistendaseins auf mich zu und sagte leise, er hätte heute ausnahmsweise das Risiko auf sich genommen, sich ins Theater zu setzen. Leicht irritiert wiederholte ich das Wort «Risiko». Darauf flüsterte er mir verschwörerisch zu, dass er Tag und Nacht in Dauerbereitschaft sei. «Verstehst du: Dauerbereitschaft! Wie ein Kriminalkommissar.» Er zeigte mir den kleinen Pager, der an einer Vorrichtung an seinem Gürtel klemmte. «Wenn der piepst, ist was los! Dann ist ein seltener Vogel aufgetaucht, irgendwo im

Umkreis von 200 Kilometern. Manchmal mitten in der Nacht!» Ich lächelte ihn verständnisvoll und ein wenig bewundernd an. Der vergelsterte Ausdruck war aus seinem Gesicht gewichen. «Jetzt sieht er aus wie ein eifriger Specht bei der Arbeit», dachte ich, obwohl ich noch nie einen Specht aus der Nähe beobachtet hatte.

Überhaupt hatte ich noch nie Vögel aus der Nähe beobachtet. Natürlich finde ich Vögel interessant. Anmutig vielleicht. Aber aufregend finde ich Vögel nicht. Zumindest nicht so aufregend, dass ich mitten in der Nacht aufspringe, um mich dann in einem Hinterhof oder einer sumpfigen Waldlichtung stundenlang auf den Bauch zu legen und den Atem anzuhalten, während mir die Ameisen die Hosenbeine hochkrabbeln. Nein! Ich finde andere Dinge aufregend. Knutschende Paare, beispielsweise. Da gucke ich hin! Gerne auch länger. Das Gute an knutschenden Paaren ist, dass sie mit ihren Knutschaktivitäten dermassen beschäftigt sind, dass sie keine Augen für das umliegende Geschehen haben. So braucht man sich als Beobachter gar nicht so sehr um Diskretion zu kümmern. Knutschende Paare sind aufregend.

Am aufregendsten ist es aber, weinende Menschen zu beobachten. Es gibt keinen Zustand, in welchem das, was den Menschen ausmacht, mehr sichtbar wird, als wenn er weint. Wenn der Mensch weint, fällt alles von ihm ab: alle Berechnung, alle Zierde, alle Heimlichkeit. Wenn der Mensch weint, ist er im ersehnten Paradies und weiss es nicht. Das ist aufregend!

Einmal habe ich einen jungen Mann beobachtet, der nach einer Theatervorstellung von schrecklichen Weinkrämpfen geschüttelt wurde. Die Kassenfrau rief ein Taxi für ihn. Er wartete in Tränen aufgelöst beim Ausgang. Jemand sollte mutig sein und anbieten, ihn für einen Moment in den Arm zu nehmen. Ich glaube, ich war nicht die einzige, die das dachte. Nur waren die meisten anderen Zuschauer in Begleitung ihrer Partner oder Partnerinnen. Für jemanden, der nicht gebunden ist, ist es leichter, sich freiwillig für eine karitative Aktion zu melden. Also ging ich zu ihm hin: «Kann ich etwas tun, was deine Situation verbessert?», fragte ich. Er antwortete etwas sehr Unverständliches. Nach mehrmaligem Nachfragen verstand ich: «Mir ist etwas Schlimmes bewusst geworden.» Darauf ich: «Vielleicht ist es etwas, was du noch nicht kennst und darum fühlt es sich schlimm an. Womöglich ist es gar nicht schlimm. Womöglich ist es etwas völlig Banales. Lass es mich wissen, dann können wir zusammen abschätzen, wie schlimm das Schlimme ist.» Der junge Mann schluchzend: «Ich glaube, alles geht vorbei.» Darauf ich: «Ja, so ist es wohl. Das Schlimme geht vorbei. Und auch das Schöne. Alles.» Er: «Was kann man dagegen unternehmen? Wie kann man sich wehren?» Ich: «Nun ja, man kann nichts dagegen unternehmen. Man kann sich nicht wehren. Vielleicht kann man versuchen, sich mit etwas zu beschäftigen, das einen vergessen lässt, dass es so ist.» Er blickte

mich direkt an. Ich rutschte durch seine Pupille, den Sehkanaal in sein Gehirn. Das könnte ein Freund werden. Wir könnten die Landschaft nach uns fremden Existenzen absuchen. Wir könnten uns gemeinsam über die vielen Facetten von Leidenschaft und Lebenswille wundern, deren Grundantrieb uns wohl für immer verborgen bleiben wird.

Draussen hielt das Taxi. Ich begleitete den jungen Mann hinaus. Er stieg ein, bedankte sich herzlich für den, wie er sagte, «selbstlosen Hinweis» und verschwand.

«Das Verborgene im Alltag – Obsessionen»: Mo 24.9., 20 h, Basler Kleiderbügel-Museum ▶ S. 49



Beatrice Fleischlin

Freischaffende Performerin, spielt in unterschiedlichen Konstellationen und erarbeitet eigene Bühnenprojekte, die in Deutschland und der Schweiz zu sehen sind. In der Spielzeit 2011/2012 war sie im Rahmen von «Stück Labor Basel» Hausautorin am Theater Basel. Ihr nächstes Performanceprojekt «drop dead, gorgeous!» wird Anfang 2013 in der Kaserne Basel aufgeführt.

Kleiderbügel-Museum

db. Erst eine Sammlung zeigt, wie vielfältig ein vermeintlich banaler Gegenstand sein kann. Seit fast 40 Jahren handelt Hans Martin Dunkel mit Kleiderbügel – und sammelt auch solche aus aller Welt, aus jedem Material und von alt bis neu. Sein Kleiderbügel-Museum birgt über 4000 Exemplare dieses Kulturguts und dürfte weltweit einmalig sein.

www.dunkel-service.ch